

Interviews

Interviewausschnitt mit Lisa, Thomas und Amir

I (Interviewerin): »Welche Religionen sind denn hier [in der Unterkunft] vertreten?«

L (Lisa): »Da haben wir wirklich alles dabei, wie du weißt. Eine bunte Mischung. Muslime aber hauptsächlich. Das ist wohl der Großteil.«

I: »Spielt eure eigene Religiosität denn manchmal eine Rolle im Alltag?«

T (Thomas): »Naja, man macht die ganzen, äh, die ganzen Bräuche ja auch nicht zu Hause.«

A (Amir): »Also ich weiß gar nicht, wovon ihr redet. Ich werd sowas nicht gefragt [*lacht*].«

I an A gerichtet: »Was meinst du, wie das kommt?«

A: »Naja, ich bin ja Muslim. Und das erwarten die [Flüchtlinge] ja auch [zeigt an sich herunter]. Ich sprech ja die Sprache. Aber gut. Ich könnt ja auch Christ sein, klar. Aber die gehen eben davon aus, dass ich Moslem bin. Und dass ich mich auskenne mit ihrer Kultur. Aber das kann ich ja auch nur, ich sag mal, ein Stück weit. Ich war ja noch nie in Syrien oder Irak. Und manches ist auch ganz anders. Mein Arabisch ist ja auch nicht hundertprozentig gleich wie ihr Arabisch. Manche Wörter sind ganz komisch [*lacht*], aber mittlerweile hab ich die drauf.«

I: »In welchen Situationen spielt Religion denn noch eine Rolle in der Unterkunft?«

T: »Das ist ja immer das größte Thema beim Putzplan [*alle lachen*]!«

L: »Ja, also da wird schon mal gesagt, man kann bestimmte Aufgaben nicht erledigen wegen der Religion. Oder mit manchen Leuten den Flur nicht teilen, weil die zum Beispiel Christen sind und nicht so reinlich. Oder bei Hautfarben wird das auch oft gesagt, afrikanische Familien haben's da auch nicht so leicht, zum Beispiel.«

T: »Aber das WLAN-Passwort wollen trotzdem alle.«

L: »Ja, wenn es mal wieder eine ganz schlimme Phase gab und Familien haben sich in die Haare gekriegt, weil niemand putzen wollte, haben wir ja das WLAN-Passwort nicht ausgegeben, bis die Sache geklärt war.«

T: »Da muss man dann mal über seinen Schatten springen. In ihrer Wohnung müssen sie ja auch putzen – und wenn es drinnen tipptopp aussieht, kann es draußen [im Flur] ja nicht aussehen wie Sau.«

A: »Bei manchen sieht's aber auch drinnen so aus. [grinst]«

L: »Ja gut, aber das muss auch jeder selber wissen, was und wie viel er da machen will.

[...]

T: »Ja aber du fragtest ja wegen Religion. Ich denke manchmal, dass es auch viel um Nationen geht. Weil zum Beispiel Afghanen und die Araber oft ja überhaupt nicht miteinander können. Das müssen wir uns dann auch oft anhören. So unter dem Motto ›Die Afghanen putzen nicht richtig.‹«

L: »Und die afghanischen Familien beschweren sich oft, dass für die arabischen Familien mehr getan wird. Dabei ist das ja gar nicht so. Du kennst doch Familie Peshwan. Gestern war die Mama wieder bei mir im Büro und hat gesagt, ich würde nur für die arabischen Familien eine Wohnung suchen.«

T: »Ja, das sagen die mir auch immer: ›Die Sozialarbeiter helfen nur den Arabern. Und die Araber haben sogar ihren eigenen Hausmeister.‹«

A: *[lacht laut]* »Oh Mann, da fällt mir nichts mehr zu ein *[an mich gewandt]*. Aber ohne Witz, das sagen die wirklich.«

L: »Ja, natürlich ist das Quatsch. Aber so ist das eben immer. Der eine guckt immer, was der andere hat, und alle denken immer wir könnten ihnen dann auch mehr verschaffen. Dabei haben wir mit manchen Dingen einfach gar nichts zu tun. Oder, naja, einfach überhaupt keinen Einfluss darauf. Ich kann doch nicht wissen, wer eine Wohnung kriegen wird und wer nicht. Den Vermietern ist doch auch egal ob Araber oder Afghane. Wir sind schon froh, wenn es kein Problem ist, dass wir für Flüchtlinge suchen.«

T: »Viele denken aber immer, dass wir das alles klären könnten. Manche dachten ja auch wirklich lange, dass wir Einfluss auf den Asylentscheid hätten. Da kann man erklären so viel man will. Wenn das Gerücht rumgeht, dann glauben die Leute das. Die setzen ja auch Hoffnung darein. Ich versteh' das schon.«

I: »Und sonst? Was hat sich denn so geändert in der Arbeit mit den Bewohnern oder an den Bewohnern oder euch selbst im Laufe der Zeit hier?«

L: »Ja, also diese Machtkämpfe, wie gesagt. Zwischen arabischen und afgha-

nischen Familien. Das war alles mal viel schlimmer. Da hat sich wirklich viel getan. Viele sind auch gut befreundet jetzt.«

T: »Die Familien sind ja auch einfach zusammengewachsen. Klar kann immer noch nicht jeder mit jedem. Aber ich denke, man kennt sich und man kann sich auch untereinander mal helfen.«

L: »Gerade als letztes Jahr eine Gruppe von Kindern zusammen eingeschult wurde. Die Kinder kannten sich ja sowieso schon alle vom Spielen und vom Kinder- und Jugendtreff. Aber bei der Einschulung mussten die Eltern sich eben auch mal zusammenraufen und sich austauschen. Das war ja für alle neu. Manche der Mütter trinken jetzt auch mal einen Tee zusammen. Das ist ganz schön. Das hat dann nicht immer nur mit Herkunft und Sprache zu tun.«

[...]

Einzelinterviewausschnitt mit Lisa

I: »Was würdest du sagen sind Hauptursachen für Konflikte hier?«

L: »Klar, jeder kommt mit seinem Päckchen an Vorurteilen hier an. Das merkt man schon. Da wollen die arabischen Familien oft nicht, dass afrikanische Familien mit ihnen sich den Flur teilen, weil die so dreckig seien. Aber das müssen die dann eben. Natürlich nimmt man die auch auseinander, wenn es menschlich gar nicht passt. Aber Nationalitäten spielen schon eine große Rolle. Es gibt aber auch Familien, die man zusammenpackt, bei denen zwar die Nationalitäten passen, aber alles andere anscheinend nicht. Neulich hatten wir zwei syrische Familien auf einem Flur wohnen. Trotzdem ging das gar nicht. Die haben sich nur beschimpft.«

I: »Und was machst du dann, wenn du merkst, da ist ein Konflikt unter den Bewohnern, der gelöst werden muss?«

L: »Also, wenn es eine absolute Krise gäbe, könnte ich einen bestellen, einen Dolmetscher, und das Sozialamt würde den dann auch zahlen, aber meistens müssen wir uns anders behelfen. Da spricht dann jemand aus dem Haus Arabisch und gut Englisch oder ein bisschen besser Deutsch oder wir warten bis nachmittags, wenn die Kinder von der Schule kommen und übersetzen können. Im Notfall geht's auch mit Händen und Füßen.«

Interviewausschnitt mit Pfarrer Schneider

I: »Möchten Sie mir zunächst vielleicht etwas über den Ursprung der Gemeinde erzählen?«

S: »Ja, gern. Die Gemeinde gibt es seit den 50er Jahren, und sie ist im Prinzip aus zwei Gemeinden hervorgegangen, die es ja noch viel länger gab. Was für Sie vielleicht interessant ist, ist, dass wir damals eine Vielzahl von neuen Mitgliedern bekamen, die auf der Flucht aus Ostpreußen gewesen waren. Durch die Flucht waren sie sicher auch traumatisiert, und die Gemeinde hat sie gewissermaßen auch aufgefangen. Wir haben heute insgesamt circa 3000 Mitglieder. Das ist natürlich die Summe auf dem Papier. Also diejenigen, die zum Beispiel registriert sind, weil sie nach Mittstadt ziehen und so als Gemeindemitglied geführt werden. Aber das sind natürlich nicht alles aktive Mitglieder. Das ist ja bei jeder Gemeinde so. Und die meisten Mitglieder sehen wir dann auf den Gottesdiensten. Vor allem auf dem Sonntagsgottesdienst. Dann haben wir noch verschiedene Arbeitskreise. Da wäre die Jugendarbeit zu nennen, der Konfirmationsunterricht, unser Seniorenkreis und unsere Hauskreise. Da steckt dahinter, dass man sich in privaten Häusern trifft, um zum Beispiel aus der Bibel zu lesen. Und wir haben auch hier unterschiedliche Altersgruppen, die sich so organisiert treffen. Insgesamt sind es – ich würde schätzen – aktuell so 25 Hauskreise. Und dann gibt es noch die Freizeiten und Familienfreizeiten, die wir veranstalten. Wir organisieren auch eine Karnevalsfreizeit. Letztes Jahr [2016] fand die erstmalig mit Flüchtlingen statt. Da sind wir insgesamt 120 Personen gewesen und davon 70 Flüchtlinge und 50 Deutsche. Das war schon was.«

I: »Wie gestaltet sich denn das Gemeindeleben seitdem Geflüchtete dabei sind?«

S: »Mhm. Zunächst mal gab es eine Veränderung bei den Bibelabenden. Früher, also vor 2015, kamen immer weniger Mitglieder zu den klassischen Bibelabenden. Bis dann eines Tages Herr Rostam [ein Gemeindereferent, der sich in der Flüchtlingshilfe engagiert] in der Tür stand mit fünf iranischen Männern. Sie hatten Interesse sich bei uns einzubringen und freuten sich über die Gemeinschaft, denke ich, und dann änderten sich auch langsam die Bibelkreise. Man könnte, denke ich, sagen, dass es einen [überlegt] epochalen Übergang gab vom klassischen Bibelkreis, der eingebrochen war und sich in neuen Gruppen zusammensetzte, unseren Hauskreisen und den geflüchteten Männern, die an unseren Veranstaltungen teilnahmen. Denn

wir mussten schon überlegen, wie wir unsere Inhalte so vermitteln und anbieten, dass alle sie verstehen können. Und es kamen ja auch weitere Menschen dazu. Auch mit ihren Familien. Es sprach sich dann herum, dass es bei uns ganz schön ist, vielleicht. Manchen konnten wir als Gemeinde auch helfen, indem wir zum Beispiel eine Wohnung finden konnten. Das ist alles hauptsächlich den Ehrenamtlichen zu verdanken, die sich sehr engagiert haben, wobei wir kein klassisches Patensystem haben. Die Familien und Bedürfnisse haben sich eher von allein gefunden, ohne dass wir groß vermittelt hätten. Und wie das immer so ist, einige blieben, andere gingen.«

I: »War der Anfang denn schwierig für die Gemeinde? Mit den Neumitgliedern, meine ich?«

S: »Ja, es war schon schwierig manchmal. Und wir müssen auch manchmal noch vermitteln. Das wird sich so schnell nicht ändern. Das ist der eine Aspekt. Der andere ist, dass die Flüchtlinge ja auch erst mal kein Wort Deutsch sprachen. Wenn Herr Rostam da war, konnte er ein bisschen übersetzen, aber ansonsten [lacht] naja, Farsi spricht hier einfach niemand von uns. Ich habe mir mittlerweile so ein bisschen was angeeignet. Ein kleines Grundrepertoire, sozusagen. Um jemanden zu begrüßen und ein bisschen Basisinformationen zu vermitteln, aber ich kann jetzt natürlich auch nicht fließend Farsi – und lesen und schreiben sowieso nicht. Das ist den Menschen auch klar. Mittlerweile, dieses [2017] und letztes [2016] Jahr, hat sich da aber viel getan. Die meisten sprechen wirklich ganz gutes Deutsch, die Kinder ja sowieso, und Neuankömmlingen kann jetzt ganz anders geholfen werden als noch vor zwei Jahren. Sie können sich untereinander viel besser unterstützen. Die erste Generation von 2015 kann ganz viel Hilfe leisten.«

I: »Und den Kontakt zur Gemeinde hat Herr Rostam jeweils vermittelt?«

S: »In den ersten Fällen ja. Wie er da in der Tür stand mit diesen fünf Männern – das war ein Bild. Das vergisst man nicht. Er und ich arbeiten ja schon eine Weile zusammen. Er kennt sich gut aus in der Stadt und hat auch seine Netzwerke. Und wenn die Menschen sich mit christlichem Glauben, mit protestantischem Glauben beschäftigen möchten, sind sie bei uns natürlich richtig, und da würde sie auch niemand wegschicken. Was sich dann weiterentwickelt, das muss man sehen. Mittlerweile kommen die Menschen von selbst zu uns. Es spricht sich herum, dass die Farsi-Sprechenden bei uns sind. Wir haben mittlerweile Perser aus Iran und Afghanistan aus dem ganzen Stadtgebiet. Manche haben lange Anreisewege für die Predigten. Und es gibt in Mittstadt auch so eine Art iranische Community. Das sind junge Männer, aber auch Familien und Einzelpersonen. Man kennt sich

dann meist auch aus den Unterkünften, und dann kommen sie zu uns. Wir möchten auch ganz gern, dass der Schwerpunkt auf den Farsi-Sprechenden bleibt, weil wir dafür jetzt die Ansprechpartner haben und Kapazitäten haben. Deswegen machen wir jetzt auch keine öffentliche Werbung oder so. Die Gruppe, wie sie jetzt ist, das passt gerade so.«

I: »Wie ist denn das Vorwissen zum christlichen Glauben der meisten Menschen, wenn sie zu Ihnen kommen?«

S: »Das ist unterschiedlich. Dass es Gott gibt, ist für die Menschen ganz klar. Da muss man jetzt keine Überzeugungsarbeit leisten [lacht]. Auch wenn sie vorher an Allah geglaubt haben. Man fühlt sich wie Geschwister im Geiste. Das hat noch niemand infrage gestellt. Manche wissen etwas mehr über das Christentum, andere weniger. Einige unserer Mitglieder waren aber auch schon Christen und haben im Iran oder in Afghanistan an so was wie Untergrund-Bibelgruppen teilgenommen. Das waren aber nur wenige und, man muss sich das mal vorstellen, das war natürlich auch sehr gefährlich. Sobald da einer nicht mehr kam, konnte es sein, dass er aufgegriffen wurde, und dann sollte man sich überlegen, das Land zu verlassen. So wurde es mir erzählt, und so haben die Menschen dann auch das Land verlassen. Denn wenn einer aufgegriffen und gefoltert wird, ist es sehr wahrscheinlich, dass die ganze Gruppe oder zumindest der Standort auffliegt. Und diese Leute hatten natürlich unheimlich Angst vor ihrem BAMF-Test, dem Interview. Wenn man danach abgeschoben wird, ist es einfach sehr gefährlich in den Herkunftsländern. Gerade wenn man in so einer Gruppe war. Auch wenn dort nur Bibel gelesen wurde. Dieser Test, das Gespräch, ist einfach mehr als eine Führerscheinprüfung – das entscheidet über das ganze weitere Leben. Das ist existenziell. Wir haben da versucht, viel zu unterstützen und den Menschen beizustehen und haben sie zu den Interviews begleitet.«

I: »Welche Fragen haben die Menschen denn oder was beschäftigt sie denn?«

S: »Also da gibt es schon mal klassische Unterschiede zu unseren deutschen Mitgliedern. Vor den Flüchtlingen, 2015, haben wir zum Beispiel immer mal wieder Theodizee betrieben und Fragen wie ›Gibt es ein Gericht?‹, ›Gibt es Satan?‹ thematisiert. Den Flüchtlingen geht es eher um die Unterschiede, würde ich sagen. Also, sie würden gern direkte Vergleiche haben zwischen Koran und Bibel, zum Beispiel. Oder genau wissen: ›Wo sind die Schnittmengen und wo nicht?‹ Was ist zum Beispiel mit Jesus in der Bibel und Jesus im Koran? Aber das ist natürlich nicht immer so einfach, wie sie sich das vorstellen. Und für manche ist das auch [überlegt] unbefriedigend. Und sie

interessieren sich sehr für [überlegt] für praktische Fragen: ›Wie betet man genau?‹ ›Sitzt man oder steht man? Und wie genau?‹, ›Wie fastet man bei euch?‹. Sie wünschen sich da analoge Regeln, die sie befolgen können. Aber so ist das bei uns nun mal nicht. Da muss jeder seinen eigenen Weg finden. Aber sie lernen natürlich auch, indem sie am Gemeindeleben teilnehmen. Auf unserer Karnevalsfreizeit, zum Beispiel. Dass Christsein auch heißt, tanzen zu dürfen, mal ein Bier trinken zu dürfen [lacht], naja, wir hatten da abends so ein Disco-Programm, aber auch, sich rasieren zu dürfen und eben keinen Bart tragen zu müssen, gehört dazu. Sie sind dann ganz überrascht gewesen, dass das erlaubt ist. Und dass man trotzdem kein schlechterer Mensch ist. Das ist eine ganz neue Offenheit, die sie hier mitkriegen und natürlich auch eine Freiheit.«

I: »Was erhoffen sich die Geflüchteten denn von ihrer Mitgliedschaft in der Gemeinde?«

S: »Sie möchten wahrscheinlich gern Anschluss und einen Ort, um zur Ruhe zu kommen. Aber, hier ist eben auch was los, hier sind auch junge Leute, das ist wahrscheinlich auch nicht ganz unwichtig. Und ein großes Anliegen ist natürlich die Taufe.«

I: »Wie viele Taufen von Geflüchteten haben Sie denn bisher durchgeführt?«

S: »Also, es ist so: Bei den Flüchtlingen geht wohl das Gerücht um, dass man nach dreimaliger Teilnahme am Gottesdienst eine Taufbescheinigung erhält und dann damit zum BAMF gehen kann. Aber das stimmt nicht. Wir machen das ganz individuell. Offiziell heißt es, dass vorher eine ›genaue Unterweisung‹ zu erfolgen habe. Das heißt zwar nicht, dass wir rigorose Glaubensprüfungen machen, aber schon, dass wir die Menschen erst mal am Gemeindeleben teilhaben lassen und schauen, wer sich wie einbringt. Und sie besuchen den Konfirmandenunterricht, sofern das sprachlich möglich ist. Ein Mädchen macht das zurzeit. Hier gibt es manchmal auch Möglichkeiten, zu übersetzen. Das ist bisher der Weg, den wir für uns gefunden haben. Und bisher habe ich circa 40 Bescheinigungen ausgestellt. Die werden individuell verfasst. Und da hat man schon noch mal Handhabe, um zu betonen, dass jemand besonders engagiert ist, oder ob jemand nur teilgenommen hat. Manche sieht man dann auch nicht mehr, aber der Großteil bleibt. Ich verstehe auch die Vorbehalte, die manche haben. Dass Flüchtlinge nur zu uns kommen, um Vorteile davon zu haben. Aber, [überlegt], letztlich kann man niemandem ins Herz gucken – einem Deutschen auch nicht.«

I: »Taufen Sie auch Babys und Kinder der Geflüchteten?«

S: »Nein. Erst ab circa 10 Jahre. Die Kinder aus der Gemeinde besuchen aber alle regelmäßig den Kindergottesdienst, und so werden sie ja auch im christlichen Glauben groß.«

I: »Und wie empfinden Sie das Gemeindeleben jetzt?«

S: »Es gab schon viele Veränderungen. Wir haben jetzt zum Beispiel eine reine Frauengruppe bei uns. Das hatten wir früher nicht. Damit die Frauen bestimmte Themen auch unter sich besprechen können. Und im Presbyterium gibt es einen neuen Bereich, der sich nur mit geflüchteten Menschen befasst. Tja, und die Predigten haben sich natürlich geändert. Die werden jetzt übersetzt von den Persern mit so einer App: ›Live-Übersetzer Farsi für den Gottesdienst. Das ist natürlich toll, aber es funktioniert auch nicht immer reibungslos und ist schon auch anstrengend für alle. Also, das heißt, die Form der Predigt musste sich natürlich auch ändern. Wir sind hier eine, eine gutbürgerliche Gemeinde mit einem hohen Akademiker-Anteil. Da bin ich es gewohnt, sprachlich auch auf einem abstrakten Niveau zu sprechen. Das musste sich aber ändern, um alle zu erreichen. Und da muss man auch erst mal einen Konsens finden innerhalb der Gemeinde. Und auch die Freizeiten, die ja eine tolle Sache sind, müssen jetzt noch mal neu überlegt werden. Die Karnevalsfreizeit zum Beispiel, da hatten wir beim ersten Mal, 2016, mit den Flüchtlingen über Sponsoren nur einen symbolischen Beitrag von 10 Euro erhoben, also für die Flüchtlinge. Und es waren circa 30 Flüchtlinge dabei. Wir hatten dann das Thema ›Iran‹, damit sie auch über ihre Heimat sprechen können, und es wurden Bilder aus dem Iran gezeigt und über das Buch Ester gesprochen. Das spielt ja im heutigen Persien und ist dort auch recht bekannt. Die meisten Flüchtlinge kannten auch den König und die Hauptorte aus dem Buch. Und sie kennen auch die alten Verfilmungen aus den 60er Jahren. Bei uns ist das gar nicht so [überlegt] populär. Viele unserer Mitglieder kannten es nicht. Und, naja, das war natürlich schon schön, da auch was Neues zu lernen, aber manchen Mitgliedern war es auch zu viel. Sie hätten sich eine traditionellere Freizeit gewünscht. Und dieses Jahr [2017] bei der Freizeit waren es dann ja schon 70 Flüchtlinge, und da haben wir vorher vom Programm alles etwas traditioneller gehalten. Das Thema war das Reformationsjubiläum, das hatten sich auch viele gewünscht. Aber es hatte sich [unter den Flüchtlingen] offenbar rumgesprochen, dass man sich für 10 Euro eine schöne Zeit machen kann inklusive Verpflegung und Disco [lacht]. Und da gab es schon ein paar Beschwerden. Weil wir dann immer jemanden haben mussten, der manche Leute morgens aus den Betten holt zur Morgenpredigt oder daran erinnert, dass jetzt Bibelkreis ist,

weil manche da ständig am Handy gespielt haben. Das hat manchen von unseren Mitgliedern überhaupt nicht gefallen, sodass wir wieder überlegen mussten, was wir für nächstes Jahr anders gestalten sollten. Und momentan ist die Überlegung, den Beitrag für 2018 etwas an den der Deutschen anzulegen, sodass nur noch die mitfahren, denen es wirklich auch um die Inhalte geht. 10 Euro für ein ganzes Wochenende ist schon *sehr* wenig. Vielleicht sogar *zu* gut gemeint. Und diejenigen, die schon zwei Jahre in Mittstadt sind, die können sicher auch etwas mehr erübrigen. Und sie können es ja auch einplanen, die Fahrt ist ja nur einmal im Jahr. [seufzt] Wir sind eben eine typische [überlegt] mittelständische westeuropäische Gemeinde, und da wird es auch noch einige Herausforderungen geben. Es wird alles weiter zusammenwachsen, aber es wird auch irritieren. Und es geht ja genau darum, Menschen zusammenzuführen auf diesen Freizeiten.«

I: »Also erhalten Sie manchmal auch Beschwerden darüber, wie sich Dinge geändert haben oder dass sie sich geändert haben?«

S: »Ja, natürlich. Im Verhältnis sind das aber wenige. Ich habe schon Briefe von Einzelpersonen bekommen oder es gibt mal ein schwieriges Gespräch, gerade auch, weil sich die Gottesdienste ja ändern. Dafür strukturiert sich anderes neu, und es bilden sich plötzlich neue Hauskreise. Und insgesamt nimmt die Gemeinde die Flüchtlinge wohlwollend auf, und die ehrenamtlich Engagierten sammeln auch Sachspenden ein oder unterstützen gezielt Familien. Manche sind auch Taufpaten für die Flüchtlinge, und das ist schön zu sehen. Manche Wünsche können wir als Gemeinde aber auch nicht erfüllen. Wenn Flüchtlinge uns nach Arbeit und Wohnungen fragen, zum Beispiel. Oder wenn ich gefragt werde, bei einem bestimmten Kindergarten in der Nähe vom Wohnort anzurufen, damit das Kind einen Platz bekommt. Bei unserem evangelischen Kindergarten könnte man da vielleicht noch was drehen, aber nur weil der Pfarrer anruft, kann eine KiTa einem Kind natürlich keinen Platz geben. Sowas müssen wir dann immer erklären.«

Interviewausschnitt mit Herrn Karami

K: »Wir machen die Beratung kurzfristig. Viele Flüchtlinge sind sehr dankbar dafür. Sie rufen mich an und zwei, drei Tage später komme ich vorbei. Das ist nicht wie bei einem Amt, wo man einen Termin bekommt für einen Monat später. Man darf das auch nicht unterschätzen. Diese Leute haben ja einen Grund, warum sie anrufen. Das sind extreme Situationen, und sie brauchen

schnell Hilfe. Und außerdem müssen sie bei uns ja nichts bezahlen, und das spricht sich natürlich rum. Die Beratung ist deswegen so erfolgreich, weil sie persönlich ist und weil es ja eine seelische Sache ist. Das bekommen die Menschen nirgendwo anders. Ein Pfarrer oder ein Mitarbeiter einer anderen Beratungsstelle kann diese Anliegen ja gar nicht verstehen. Nicht *wirklich* verstehen. Nicht mit dem Herzen. Ich beziehe meinen Rat auch immer auf die konkreten persönlichen Probleme und kann dann natürlich auch die Überlieferungen des Koran hinzuziehen.«

I: »Was sind denn häufige Fragen Geflüchteter in Abgrenzung zu Fragen deutscher Muslime?«

K: »Flüchtlinge sind einfach viel vorsichtiger. Die haben in der Regel ganz andere Lebenskonflikte. Die fragen sich: ›Was kann ich hier einkaufen, das halal ist, und wo gibt es solche Shops?‹ Und vor allem: ›Wie kann ich mich in Deutschland im Alltag als Muslim verhalten? Darf ich sagen, dass ich Muslim bin? Und wie sage ich sowas? Und wie kann man sowas zeigen? Darf man sowas überhaupt zeigen? Bekommt man Stress mit den Behörden, wenn man das zeigt?‹ Der Unterschied ist, dass man über viele Sachen, in Syrien zum Beispiel, nicht nachdenken musste als Flüchtlings. Mütter haben ihren Töchtern gesagt: ›So, du trägst jetzt ein Kopftuch,‹ und das Mädchen würde es nicht hinterfragen. Da müssten die Eltern nur sagen: ›Weil wir das so machen,‹ und es wäre klar. Klar würde die Tochter vielleicht ein bisschen meckern, aber großer Aufstand ist da nicht möglich. Weil, die Gesellschaft trägt das ja mit. Und deswegen ist es schon ein Zwang für die Tochter. Da gibt's nichts infrage zu stellen für die Tochter. Das ist aber auch bequem für die Eltern. Hier [in Mittstadt] fühlt man sich aber mehr als Einzelperson. Da hat die Tochter schon einen Grund zu fragen oder versteht es nicht, weil sie zum Beispiel die Einzige in ihrer Klasse ist, die plötzlich ein Kopftuch tragen muss, und die Mitschüler das ja auch nicht kennen. Hier gibt es dann aber einen großen Konflikt in der Familie, und ich helfe dann in diesen Fällen, zu beraten.«

I: »Sprichst du in der Beratung dann eher mit Männern, mit Frauen oder allgemein mit Familien?«

K: »Mit beiden. Geflüchtete Frauen sind besonders gehemmt, sich an Fremde zu wenden. Nicht nur wegen der Sprache, auch weil man mit Nicht-Muslizen keine religiösen Probleme besprechen kann oder möchte. Man scheut sich davor. Weil man Angst hat, dass man sowieso nicht verstanden wird. Nach häuslicher Gewalt zum Beispiel. Ich mache dann ja auch Hausbesuche. Ich spreche mit der Frau und dem Mann einzeln. Ich nehme sie ernst.

Ich kann zum Beispiel auch ein Scheidungsritual ausführen. Das mache ich aber nicht so leichtfertig. Wenn ich deswegen gerufen werde, dann spreche ich immer erst mit dem Paar. In der Beratung, wenn man zuhört und auch noch mal an das erinnert, was das Paar zusammen erlebt hat oder was sie verbindet, besonders die Kinder, dann kann man manchmal doch noch eine Versöhnung herbeiführen.«

I: »Und wie gehst du mit Menschen in der Beratung um, die sich unsicher sind, ob der muslimische Glaube noch der richtige für sie ist?«

K: »Ja, also wenn ich höre, dass Muslime in Deutschland plötzlich Christen werden wollen [überlegt], ich weiß nicht. Ich finde, das ist einfach ein schmutziger Weg. Ich glaube nicht, dass die in Deutschland plötzlich Anhänger von Christus geworden sind, sondern dass es da ganz klar um Vorteile geht. Für den Asylbescheid. Es gibt in all diesen Ländern so viele Muslime, die Atheisten sind. Und das war auch schon immer so. Ich denke dann immer: ›Es gibt Tausende von euch! Dafür muss man doch nicht Christ werden.‹ Für mich sind alle Muslime gleich. Egal, wie die sich selbst verstehen und ob sie beten oder nicht. Das mache ich auch in der Beratung klar. Es gibt so viele Flüchtlinge, die machen in meiner Beratung erst mal andere muslimische Strömungen schlecht und reden schlecht über sie. Ich sage dann aber immer gleich, dass das nicht richtig ist. Man muss Empathie mit allen haben. Nicht nur mit Christen oder Atheisten, sondern auch mit anderen muslimischen Konfessionen. Ich meine, ich bin am Anfang ja auch immer in die Unterkünfte gegangen. Die haben mich ständig angerufen. Eigentlich fast jeden Tag. Wegen allen möglichen Sachen. Mittlerweile haben die ja wenigstens Securities, die arabisch sprechen. Die können dann auch mal was dolmetschen. Aber die wissen ja auch nicht das, was ein Sozialarbeiter weiß. Man braucht wirklich Kulturmittler in den Unterkünften. Jemand anderes kann das eigentlich nicht machen. Wir sind ja auch immer so naiv. Die [Flüchtlinge] erzählen den Sozialarbeitern ja manchmal nur Quatsch. Angeblich wollen die die Hand nicht geben aus religiösen Gründen. Und in der Beratung sagen die mir dann, dass sie einfach keinen Respekt haben, weil das [die Sozialarbeiterin] eine Frau ist. Also manche machen wirklich eine Show. Das ist total ärgerlich [energisch]! Manche tun so religiös, und in ihren Heimatländern waren das manchmal Straftäter, da war ihnen auch egal, ob sie ein guter Muslim sind!«

Ethnologie und Kulturanthropologie



Victoria Hegner
Hexen der Großstadt
Urbanität und neureligiöse Praxis in Berlin

2019, 330 S., kart., 20 Farabbildungen
34,99 € (DE), 978-3-8376-4369-5
E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4369-9



Stefan Wellgraf
Schule der Gefühle
Zur emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit
in neoliberalen Zeiten

2018, 446 S., kart., 16 SW-Abbildungen
34,99 € (DE), 978-3-8376-4039-7
E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4039-1
EPUB: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4039-7

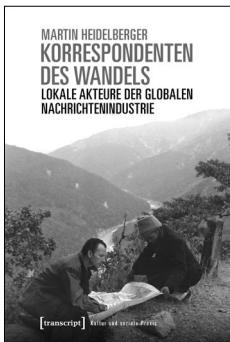


Sandro Ratt
Deformationen der Ordnung
Bausteine einer kulturwissenschaftlichen
Katastrophologie

2018, 354 S., kart., 20 SW-Abbildungen
34,99 € (DE), 978-3-8376-4313-8
E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4313-2

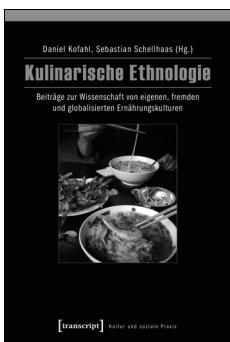
**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Ethnologie und Kulturanthropologie



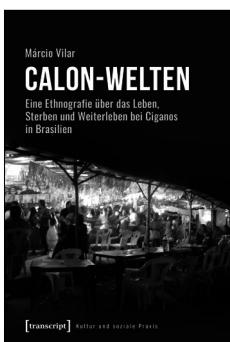
Martin Heidelberger
Korrespondenten des Wandels
Lokale Akteure der globalen Nachrichtenindustrie

2018, 328 S., kart.
39,99 € (DE), 978-3-8376-4173-8
E-Book: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4173-2



Daniel Kofahl, Sebastian Schellhaas (Hg.)
Kulinarische Ethnologie
Beiträge zur Wissenschaft von eigenen, fremden und globalisierten Ernährungskulturen

2018, 320 S., kart., 9 SW-Abbildungen, 12 Farabbildungen
34,99 € (DE), 978-3-8376-3539-3
E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3539-7



Márcio Vilar
Calon-Welten
Eine Ethnografie über das Leben, Sterben und Weiterleben bei Ciganos in Brasilien

April 2020, 342 S., kart., 11 SW-Abbildungen, 8 Farabbildungen
40,00 € (DE), 978-3-8376-4438-8
E-Book: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4438-2

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

